

Helmut Krausser

EINSAMKEIT UND SEX UND MITLEID

Roman

Leseprobe

Erscheint am 24.08.2009

Erste Auflage 2009

© 2009 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Zero, München

Gesetzt aus der Haarlemmer

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem
Papier

Satz: Fagott, Ffm

Druck und Verarbeitung: CPI - Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-8092-8

1

DONNERSTAG GEGEN MITTAG

Auf etwas längeren Zugfahrten wie der von Berlin nach Bielefeld, wenn er vorher viel zu Fuß unterwegs gewesen war, zog Dr. Stern gern seine Schuhe aus, da er bevorzugt Turnschuhe trug und zu Schweißfüßen neigte. Es war nicht schlimm, er mußte sich nicht vor peinlichen Situationen fürchten, dennoch nutzte er die Zeit im Zug, um seine Socken ein wenig zu lüften. Nebenher döste er weg, nie für lange. Nach dem Erwachen stellte er mit einem Blick auf die Armbanduhr fest, daß er sein Ziel binnen gut zwanzig Minuten erreicht haben würde - und daß seine Sneakers weg waren.

Er sah sich um, bückte sich, senkte den Kopf hinab, sah in die Winkel - nein, seine Schuhe blieben unauffindbar. Das Großraumabteil war beinahe leer, bis auf drei ältere Damen an einem Vierertisch, einen jungen Bundeswehrsoldaten in Camouflage, und eine in Zeitschriften blätternde Frau, knapp dreißig. Zu ihr

mochte der beständig auf und ab laufende Junge gehören, ein blondes, etwa fünf Jahre altes Beispiel für hyperaktiven Furor, oder das, was man einst mit Zappeligkeit umschrieben hatte.

Als der Kleine das nächste Mal schreiend und unter größtmöglichem Getrampel den Waggon heruntergerannt kam, hielt Stern ihn auf, mit der flachen Hand gegen die Brust.

»Häää?« Der Wicht wirkte sehr erstaunt und tat sofort beleidigt.

»Rück die Schuhe raus!«

»Ich hab Ihre Schuhe nich...«

»Aber du weißt, daß es um *meine* Schuhe geht?«

»Häää?«

»Hallo? Darf ich fragen, warum Sie mein Kind anfassen und rütteln? Gehts Ihnen noch gut?«

Die hochgewachsene, ziemlich magere Frau war prompt aufgestanden und ihrem Sprößling zu Hilfe geeilt. Aus ihrem rostbraunen Haar leuchteten rote Strähnen, das sah ganz unmöglich aus, außerdem trug sie formlose bunte Ethno-Klamotten, Sandalen, einen langen Rock und drüber eine Art Poncho mit aufgenähten Pailletten. Ihre Zehennägel waren lindgrün lackiert – dennoch unternahm Dr. Stern den Versuch einer vernünftigen Kommunikation.

»Nein, mir geht es grad *nicht* gut, meine Schuhe sind weg. Und ihr Söhnchen hat sie versteckt, was sicher für den Moment sehr lustig ist, aber bald nicht mehr, da muß ich nämlich aussteigen.«

»Florian, hast du die Schuhe des Herrn hier versteckt?«

»Nein, hab ich niich...«

»Er lügt.«

»Sie können es ja nicht wissen, aber: Mein Kind lügt nicht.«

»Nur zurückgebliebene Kinder lügen nicht. Daß er stiehlt, halten Sie aber für möglich?«

Die Frau sah Stern verunsichert an, sie verstand die Frage nicht sofort. »Nein, ich habe ihn nur aus Höflichkeit Ihnen gegenüber gefragt. Und jetzt ists gut! Lassen Sie ihn in Ruhe bitte.«

»Aber wer soll denn sonst meine Schuhe genommen haben?«

»Was sollte er mit Ihren Schuhen anfangen, sie wären ihm ja viel zu groß.«

»Was ist bitte das für eine dumme Frage? Natürlich nimmt er sie sich nicht, weil sie ihm passen könnten, er klaut sie aus Jux und Dollerei.«

»Ach so? Und nur Kinder machen irgendwas aus Jux und Dollerei, ja?«

Es waren weder neue noch teure Schuhe, aber äußerst bequeme Sneakers, die Stern peripher am Herzen lagen. Er nahm sich den Kleinen noch mal vor und packte ihn an seinen Hemdsärmeln.

»So, jetzt sagst du, wo die Schuhe sind, sonst setzt es was.«

»Wagen Sie es bloß nicht, meinen Sohn noch einmal anzufassen!«

»Blöder Depp!« kreischte der Sohn und riß sich los.

Stern wurde es zu bunt. Er kramte sein Handy hervor und rief Carla an.

»Kannst du mich bitte am Bahnhof abholen? Paß auf, geh vorher in ein Schuhgeschäft und kauf mir ein paar Turnschuhe, Größe 45, möglichst billig, mir wurden meine soeben geklaut. Ja, geklaut. Ich weiß auch nicht, wozu. Mir sind die Schuhe geklaut worden, von einem Arschloch-Kind, das zu viele Gene seiner Vollidioten-Mutter mitbekommen hat. Ich bin in Wagen 23, du kannst am Wagenstandsanzeiger genau feststellen, wo ich aussteige. Ich bin auf Socken unterwegs und hab keine Lust, auf einem kalten Bahnsteig rumzustehn. Ja, nein, ich wollte nicht unterstellen, daß du nicht weißt, was ein Wagenstandsanzeiger ist.«

»Haben Sie mich gerade eine Vollidioten-Mutter genannt?«

»Wer redet denn mit Ihnen? Nein, ich meine nicht dich, Carla, ich glaub, jetzt werd ich auch noch bedroht. Ja, im Ernst. Vor mir steht die mit der Erziehung ihres debilen Jungen überforderte Mutti und hebt ihre häßliche Handtasche. Ja, ehrlich. Au! Haben Sie sie nicht mehr alle?«

Stern entstieg auf Socken dem Zug und Carla ließ sich Zeit. Sie hatte Sneakers der Größe 45 zwar gleich gefunden, war aber mal mit dem Design, mal mit dem Preis unzufrieden, hatte sich dann nicht entscheiden können und kam nun fünfzehn Minuten zu spät aufs Gleis, wo

Stern auf einer stählernen Bank im Schneidersitz saß und ihr seine Schläfenschramme zeigte.

»Die hat mir ihre schwere Tasche gegen den Kopf geschlagen. Tot hätt ich sein können! Und als ich aussteige, da grinst mich so ein Punker an, so ein biertrinkender, nach Sackschweiß stinkender Freak! Grinst breit übers ganze Gesicht. Jetzt bin ich mir nichtmal mehr sicher, ob es wirklich das Arschloch-Kind war. Das ist das Schlimmste. Meine Güte, sind die scheußlich. Vierzig Euro? Du hast vierzig Euro bezahlt - für sowas? Ja kennst du keine Billigläden? War doch nur für den Übergang, im wahrsten Sinne...«

Carla tat, als verstünde sie den Einwand nicht.

»Vierzig Euro ist doch superbillig.«

»Verstehe. Aber rot-blau...«

»Sieht cool aus.«

»Da bin ich zu alt für.«

»Mach dich maln bißchen locker... Du bist grad eben so alt wie George Clooney.«

»Der war halt auch schon mal jünger.«

Carla gab ihrem Chef und Liebhaber einen Kuß auf die Wange. Sie flüsterte ihm ins Ohr, daß es absolut unsexy rüberkomme, wenn Männer über ihr Alter lamentierten, selbst wo das Lamento gerechtfertigt sei. Dr. Stern begriff die Zurechtweisung und nahm sich vor, den Rest des beschissenen Tages cool und souverän zu wirken.

2

Auf dem Kreuzberg in Berlin, unterhalb des Denkmals für die Völkerschlacht 1813, dem höchsten Punkt des Viktoriaparks, einem Tummelplatz für Originale dieser sonderbaren und mannigfaltigen Stadt, kontrollierte etwa zur selben Zeit eine gelangweilte Zivilstreife, bestehend aus zwei noch jungen Beamten, in Ermangelung etwaiger des Drogenhandels Verdächtiger, einen hageren alten Mann, der seinen Mitmenschen durch wirres Gerede auf die Nerven ging, verbunden mit aufdringlichem Gebettel. Er konnte sich nicht ausweisen, aber man fand weder Waffen noch Drogen bei ihm, noch sonst etwas von Belang. Der braungebrannte Greis trug nichts als eine ehemals wohl weiße, inzwischen isabellfarbene Kutte mit

einem schmalen Ledergürtel sowie abgelatschte Sandalen, er stützte sich auf einen schmucklosen Stock, und Gefahr schien von ihm nicht gerade auszugehen. Gefragt, was er hier tue, gab er zur Antwort, er warte auf einen, der seiner Stimme bedürfe. Wie er das meine, fragte einer der Fahnder. Und der Greis hob beide Arme und rief: »Höret, ihr Himmel! Und Erde, nimm zu Ohren! Denn der HERR redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöht, und sie sind von mir abgefallen. O weh des sündigen Volks, des Volks von großer Missetat, des boshafte Samens, der verderbten Kinder, die den HERRN verlassen. Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet noch verbunden noch mit Öl gelindert sind. Euer Land ist wüst, eure Städte sind mit Feuer verbrannt!«

Den Zivilfahndern war er irgendwie unheimlich, aber ihm das zur Last zu legen, dazu konnten sich so recht nicht entschließen.

»Höret des HERRN Wort, ihr Fürsten von Sodom! Nimm zu Ohren unsers Gottes Gesetz, du Volk von Gomorra! Was soll mir die Menge eurer Opfer? Spricht der HERR. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fetten von den Gemästeten und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke.«

Der Alte wies, wie zum Beweis, auf den Rasen, wo einige meist türkische Familien auf Blechtripoden Fleischspieße grillten, was seit neuestem eigentlich verboten war, aber selten geahndet wurde.

»Sonst ist mit Ihnen alles okay?«

»Wenn ihr hereinkommt, zu erscheinen vor mir, wer fordert solches von euren Händen, daß ihr auf meinen Vorhof tretet? Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, laßt ab vom Bösen!«

Die Zivilfahnder verständigten sich mit kurzen Blicken, dann taten sie, als habe nie ein Gespräch stattgefunden. Sie ignorierten den Alten und zogen weiter. Er rief ihnen nach:

»Lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwe Sache!«

Dagegen war nichts einzuwenden.

Die Trambahn Richtung Rathaus wollte und wollte nicht kommen. Dr. Stern und seine Sekretärin, die nach der letzten Weihnachtsfeier seine Geliebte geworden war, saßen vor den Gleisen und beobachteten diverse Mäuse, die die Schienen entlang huschten. Neben die beiden setzte sich ein junger Türke, vielleicht achtzehn, vielleicht jünger, mit athletischem Körper, in roter Jogginghose und weißer Nike-Laufjacke. Der Junge beugte sich vor und ließ mit gespitztem Mund einen Schwall gesammelter Spucke zu Boden fallen, zwischen seine teuren, leuchtend weißen Basketballschuhe. Stern fand den Anblick insgesamt ekelhaft, die Basketballschuhe aber um einiges schöner als seine neuen rot-blauen Sneakers.

»Verzeihung?« Auch er beugte sich nun ein wenig vor und sprach den jungen Türken, sozusagen auf Augenhöhe, an. »Wollen wir nicht Schuhe tauschen?«

Der braunhäutige, breitschultrige Kerl warf Stern einen Blick zu, als sei der verrückt geworden.

»Hä?«

»Meine sind ganz neu. Ich trage sie zum ersten Mal! Darauf kann ich jeden Schwur leisten.«

»Spinnst du? Interessiert mich nicht.«

»Ihre Schuhe gefallen mir aber. Das wollte ich Ihnen mitteilen. Weiterhin will ich Ihnen mitteilen, daß es mir mißfällt, wenn Sie hier vor die Bank, neben unsre Füße, ein Spuckpfützchen machen. Ein Spuckpfützchen, in das später Menschen nichtsahnend hineintreten könnten.«

»Was willstest, Alder? Willstest Ärger? Oder was? Isch glaub, hab mich verhört. Oder was?«

Carla, die bereits ahnte, was daraus werden würde, umarmte ihren Chef, streichelte seine Stirn. »Laß den Kleinen doch in Ruhe! Der ist ja so süß. Und die *müssen* das machen.«

»Ach, die *müssen* das machen?«

»Ja«, sagte Carla und senkte leicht ihre für eine Frau ohnehin schon tiefe Stimme. »Weißt du, die jungen Schwulen, die sich über ihre sexuelle Orientierung noch nicht so hundertprozentig im Klaren sind, wenn die grad eben einem ein' geblasen haben, da bekommen die danach sonen Ekeleffekt, sonen Würgereiz und müssen noch stundenlang spucken. Das - geht uns nichts an, Schatz!«

Ungefähr eine Minute lang herrschte Stille. Dann wendete der braune Brocken den Kopf.

»Sach ma, Alder, was hat deine Tuss da gesacht? Was hat die gesacht?«

Dr. Stern räusperte sich und verfiel in einen dozierenden Tonfall.

»Meine Tusse - es heißt Tusse oder Tussi, nicht Tuss - hat mir gerade erklärt, daß die jungen Schwulen, die sich über ihre sexuelle Orientierung noch nicht so hundertprozentig im Klaren sind, daß die, wenn sie grad eben einem einen geblasen haben, danach unter sonem Ekeleffekt leiden, soner Art Würgereiz, und deshalb noch stundenlang spucken müssen.«

»Hey, sachma, spinnt die? Fickst du die nicht richtig?«

»Ich gebe mir alle Mühe, aber im Moment findet sie ja eher *dich* süß.«

»Ey, wollt ihr beide aufs Maul?«

»Wollen wir beide Wasauchimmer auf den Mund? Carla, was meinst du?«

»Nö«, meinte Carla, »kommt ja gleich der Zuch. Aber wenn *du* möchtest...«

»Wenn du nicht willst, Schatz, laß ich es auch.«

»Ihr beiden habt ja die volle Meise, Mann! Sach der Fotze, daß sie sich entschuldigen tut, sonst polier ich euch die Fresse!« Der Junge war aufgestanden und hatte eine Stellung eingenommen, die man unter Imponiergehabe einordnen konnte.

Stern lächelte. Carla liebte derlei abgefahrene Späße und wehe, wenn Stern nicht mitspielte. Er war gut zehn Jahre älter als Carla und stets bestrebt, bella figura vor ihr zu machen. Eben rollte die Trambahn in die Station. Beide standen auf und grinsten den jungen Türken an.

»Um sich entschuldigen tun zu müssen«, sagte Stern, »täten wir gern mehr Grund haben wollen.« Der Junge schlug zu. Stern wich geschickt aus, den Rest erledigte Carla. Sie war amtierende Berliner Kick-Box-Vize-Landesmeisterin, Stern hingegen ziemlich unsportlich.

Der Türke blutete danach aus der Nase, einige Tropfen landeten auf seinen weißen Schuhen.

»Jetzt will ich die nicht mehr haben«, kommentierte Stern das Vorgefallene mit enormem Bedauern in der Stimme. »Würden Sie stattdessen meine rot-blauen tragen, würde das Blut gar nicht sehr auffallen. Ich hoffe, daß Sie mir in diesem Punkt zustimmen können.«

»Ihr Arschlöcher! Ihr habt sie doch nicht alle! Ich werd euch ficken, ihr werdet's noch sehen! Ich töte eure Kinder!«

Aber während der junge Mann wütend und laut all diese Drohungen ausstieß, hielt er doch schön Abstand und stieg nicht in dasselbe Abteil wie die so von ihm Bedrohten. Stern seufzte erleichtert. Er hatte sich mal wieder bewährt, hatte für Spaß gesorgt, und Carla würde ihn nachher im Büro ranlassen, daran bestand so gut wie kein Zweifel mehr.

Aber die rot-blauen Sneakers, nein, darüber würden sie am Abend noch mal sprechen müssen.

4

13:30

Swentja fühlte sich derart interessant, daß sie beschloß, sofort all ihren Freundinnen zu erzählen, was ihr grad eben, vor kaum zwanzig Minuten, passiert war. Während sie im Coffeehouse an der Friedrichstraße saß, Latte Macchiato schlürfte und laut in ihr Handy hinein erzählte, so daß alle rund umher Sitzenden ihr bald aufmerksam zuhörten, veränderte sich ihr Tonfall mit jeder angerufenen Freundin, wurde offensiver, selbstbewußter. Der Verdacht einer erlittenen Demütigung wich immer mehr der Gewißheit, von dem, was jüngst geschehen war, mit Stolz berichten zu dürfen.

»Stell dir vor, was mir grad eben passiert ist! Ich habn Angebot bekommen. Ausgerechnet ich. Von sonem Typen, der mich eine Stunde lang lecken will, für hundert Euro. Istn Arab. Ich hätt ihm beinah eine geknallt. Ich hab ihn dann einfach stehen gelassen. Ja, nich? Jetzt denk ich mir, naja, ne Stunde Nichtstun, dafür hundert Euro, kann man sich fast überlegen, oder?«

Viele der Kunden im Coffeehouse reagierten mit abruptem Schweigen und blickten, von Fremdscham geplagt, zu Boden. Swentjas Freundinnen äußerten mehrheitlich die Meinung, daß sie das ganz allein mit sich selbst abmachen müsse. Hundert Euro seien nicht schlecht. Geleckt zu werden sei auch nicht grundübel und irgendwie auszuhalten. Gesetzt, man könne drauf vertrauen, daß der

Typ sich und seinen Schwanz im Griff hätte und nicht plötzlich penetrant zudringlich würde.

»Aber vielleicht will ich ja, daß der Typ mich schlußendlich fickt. Wär das so abartig?«

Swentjas Freundinnen äußerten mehrheitlich die Meinung, daß das schon definitiv grenzwertig sei. Sich für Geld lecken zu lassen, okay, das sei noch irgendwie nachvollziehbar. Ficken wäre was anderes. Was würde denn Johnny dazu sagen?

»Der würde tot umfallen! Weißt du, ich fühl mich enorm gut. Da gibt es wen, der legt hundert Steine hin, damit er mal ausgiebig an mir knabbern darf. Das geil. Und wensn Arab ist.«

Die Freundinnen rieten mehrheitlich zur Vorsicht, doch ausnahmslos alle bestanden darauf, ständig auf dem Laufenden gehalten zu werden.

Für die fünfzehnjährige Swentja waren hundert Euro sehr viel Geld. Die Aussicht, von einem fast Fremden, der bei genauerem Nachdenken gar nicht so unattraktiv aussah, gelect, begehrt, und, vor allem, bezahlt zu werden, euphorisierte sie. Es würde das erste Mal sein, daß sie ihren Jesus-liebt-mich-Johnny hinterging. Nie zuvor hatte es für ihren im strengen Sinn noch jungfräulichen Intimbereich ein ähnlich offensives Angebot gegeben. Auf Johnny war Swentja ohnehin sauer, er hätte sie längst haben können. Seine Schuld, wenn er förmlich und klemmig und romantisch bis impotent tat, von einer bevorstehenden Heirat phantasierte, nach der alles rundum anders sein würde, weil für immer geregelt. Swentja war der Meinung, durch die Verbindung zu Johnny, die nun fast sieben Wochen dauerte, im Leben bereits zu viel verpaßt zu haben. Anfangs war er ihr erfrischend anders erschienen. Jetzt wirkte er nur noch langweilig. Und sein Religionstick! Nein, sie liebte ihn nicht richtig. Das stand ein für allemal fest. Sonst würde sie an der Offerte dieses frechen Arabers doch gar nicht so lang herumüberlegen. Die Einsicht forderte Konsequenzen, in Wort und Tat. Just in diesem Moment erschien Johnnys Nummer auf dem vibrierenden Handy. Swentja drückte ihn weg. Pfeif auf ihn. Swentja rief den Araber an. Johnny hatte immer noch Jesus, der ihn liebte.

»Ey, Mahmud! Meinst du den Deal ernst?«

Auf die Gesichter etlicher Coffeehouse-Kunden stahl sich ein verschämt-verschmitztes Lächeln, das da und dort in pures Grinsen überging. Andere fanden, definitiv

mehr gehört zu haben, als ihnen genehm war, und riefen nach der Bedienung, um schnell zu zahlen und zu gehen.

5

Janine, siebenunddreißig, liebte ihren Beruf und war, wie sie auch selbst fand, eine verdammt gute Tänzerin. Fünf Jahre lang war sie am Darmstädter Dreispartmentheater die Primaballerina gewesen, bevorzugt in modernen, unkonventionellen Produktionen. Sie hatte während jener Zeit ebenso Lob wie Ablehnung erfahren; ihre Art zu tanzen galt als einigermaßen speziell bis gewöhnungsbedürftig, was unter anderem daran lag, daß sie hin und wieder, ungefähr in jeder dritten Vorstellung, leichte epileptische Anfälle bekam, nichts Schlimmes, etwas in der Art, wie andere Menschen sich kurz den Fuß ausschütteln müssen, nachdem sie ein pseudoelektrisches Schnalzen im Knie spüren. Die Ärzte konnten nichts Konkretes entdecken, hielten es aber für möglich, daß es sich um einen Nerventick oder um ein frühes Symptom von Multipler Sklerose handeln konnte. Weiteres würde die Zeit erweisen, womit sie das Problem elegant an jene Instanz deligierten, die immer Recht behält. Weder Kuren noch Massagen halfen.

Es ging dabei nun wirklich nicht um das, was man eine Behinderung hätte nennen mögen, aber für die Existenz einer professionellen Tänzerin war es zweifellos von Bedeutung. Es bedeutete, sie würde bei jedem Anfall für ein, zwei Sekunden im wahrsten Sinne aus der Rolle fallen. Und das ist im Ballett, selbst im modernsten Ballett, bei dem das gewöhnliche Publikum weder mitpfeifen, noch den Ablauf sonst irgendwie überprüfen kann, ein doch schwer zu vertuschender Umstand.

Janine war mutig an die Öffentlichkeit gegangen, hatte auf ihr Leiden hingewiesen und um Verständnis gebeten (manche sagten: *gebettelt*), wenn sie, einer solch geringfügigen Beeinträchtigung wegen, nicht gleich gewillt sei, ihre Karriere aufzugeben.

Und das Publikum zeigte in überwältigender Mehrheit Verständnis und Mitgefühl (manche sagten: *Mitleid*). Für etwa drei Monate war Janine beinahe ein Star in Darmstadt gewesen. Selbst Menschen, die mit Ballett rein gar nichts anfangen konnten, hatten dank der anfangs

generösen Berichterstattung lokaler Medien von ihrem Problem gehört. Janine durchlebte eine glückliche Zeit. Es ging ja meistens alles gut, und wenn etwas einmal nicht so gut ging, wurde hinterher umso wilder geklatscht, aus purer Solidarität. Janine fühlte sich auf Händen getragen. Sie wurde von vielen geliebt, und die, die sie haßten, hielten zähneknirschend den Mund. Dann traten die Anfälle öfter auf. Und öfter. Janine tanzte weiter. Der Intendant wagte lange nicht einmal daran zu denken, ihren Vertrag zu kündigen, aus Angst vor schlechter Presse, aber schließlich war es jene Presse selbst, die in der Sache Handlungsbedarf sah.

Wann ist es genug? schrieb ein junger Spund, der Skrupellosigkeit genug besaß, um auszurechnen, was viele nur dachten.

Man hat Verständnis für vieles, und der Wert einer Gesellschaft zeigt sich immer auch darin, wie souverän und taktvoll sie mit ihren Gehandicapten umgeht. Doch so beklagenswert jedes Schicksal auch ist, das sich der banalen physischen Fragilität stellen muß - über allem sollte doch immer die Kunst stehen. Wenn sich ein Künstler den Anforderungen, die die Kunst an ihn stellt, nicht länger gewachsen zeigt, muß er es seiner künstlerischen Verantwortung wegen als selbstverständlich geboten erachten, die nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Janine hatte die Konsequenzen gezogen und war nach Berlin gegangen.

Hier gab es so viele junge Tänzerinnen, die notfalls sogar umsonst arbeiteten, um eine Chance zu bekommen. Janine würde, selbst wenn ihre Anfälle jemals verschwänden, hier kaum mehr eine Chance haben; der Konkurrenzdruck war höllisch. Aber für eine Tanzlehrerin war Berlin ein Garten Eden. Rein materiell änderte sich für Janine wenig, im Gegenteil, es lebte sich preiswert in der Hauptstadt, sie mußte sich keine Sorgen machen. An ihrem leichtentzündlichen Herzen aber nagte der Stachel, etwas Geliebtes aufzugeben, eingetauscht zu haben, für etwas Verhaßtes. Auch wenn sie als Lehrerin kompetent und einfühlsam war - im Grunde verabscheute sie es, fremden Menschen etwas beizubringen, zu dem sie selbst nun nicht mehr taugte. Sie hatte den Beifall geliebt, die Arbeit, die Scheinwerfer, das Lampenfieber. Jetzt wurde sie mit Bar- und Schwarzgeld bezahlt und bekam manchmal einen Händedruck dazu. Beides besaß den Hautgout von etwas Dritt- und Viertbestem.

Johnny rief Swentja in der Mittagspause an, weil er sich einsam fühlte und die Stimme jenes Mädchens hören wollte, das er mehr als alles liebte außer Jesus. Nur die Mailbox ging ran und er legte auf. Es würde noch ein oder zwei Jahre dauern, dann aber konnte Swentja die wahre Taufe annehmen und die Mutter seiner Kinder werden, er hatte vor, mit ihr eine Familie zu gründen. Daß sie noch Jungfrau war, war dafür nicht unbedingt Voraussetzung, Gott vergibt den Sündern – wem auch sonst? – es hatte ihm allerdings imponiert. In einem übermütigen Moment hatte er mal versehentlich das Geschlecht jenes Mädchens berührt, hatte in ihre Hose gegriffen – er war sehr betrunken gewesen, ebenso versehentlich, denn er wußte nicht, wie stark Cai Pirinha wirken kann – er hatte nur mal kurz ihr Schamhaar befühlen wollen, aber da kam und kam kein Schamhaar, und plötzlich glitt sein Finger über was Feuchtes. Das tat ihm jetzt noch von ganzer Seele leid. Er hatte den Finger gewaschen und immer wieder gewaschen und dazwischen dran gerochen. Viel war in ihm vorgegangen.

Seltsam, daß Swentja immer noch keine Schambehaarung besaß. Mit fünfzehn. Sie darauf anzusprechen hätte er sich nie getraut. Irgendwann in den nächsten Wochen würde er Swentja seinen Eltern vorstellen, damit die mal eine Meinung zu ihr bekommen würden, ihm war enorm wichtig, was seine Eltern über Swentja dachten. Wenige Söhne, in dieser gottverlassenen Zeit, hatten ein ähnlich pflichtbewußtes Verhältnis zu ihren Erzeugern, er war stolz darauf, anders zu sein, seinem Papa und seiner Mama in jeder Hinsicht vertrauen zu können. Er war sicher, daß beide Swentja großen Herzens, mit offenen Armen, annehmen, in die Familie integrieren würden, alles würde gut werden, geregelt. So schön würde das sein.

Eines Tages würde er sich sogar vor ihr, seinem erwählten Mädchen, ausziehen können, wengleich sich das vorzustellen die Kräfte seiner mal schwachen, mal wild ausufernden Phantasie beinahe überstieg.

Ümal Nurbekoglu war immer noch außer sich vor Wut, als er im Untergeschoß des Bielefelder Saturn-Hansa seine fünf allerbesten Freunde traf.

»Ey, ihr glaubt nich, was mir heut in der Trambahn passiert is!«

Er versuchte, die Geschichte irgendwie so zu erzählen, daß sein Renommé nicht allzugroßen Schaden nahm. Relativ spät begriff er die Schwierigkeit dessen, denn er war, harter Fakt, von einer *Frau* geschlagen worden. Klares No-Go. Das wem als plausibel zu verklickern, forderte Rhetorik. Aber der Drang, sich mitzuteilen, wog schwerer als die Möglichkeit einer Blamage. Er konnte nun keinen Rückzieher machen, seine Freunde sahen ihn an, gespannt, und lauschten seiner Schilderung.

»Ich steh da, Quatsch, ich sitz da, denk mir nichts Böses, kommt'n Typ und labert mich blöd an, ich soll nich auf'n Boden spucken, denk ich mir, ist das dem sein Boden? Geb ich ihm Kontra, er soll sich gefälligst mal ins Knie ficken. Dann stellt sich raus, der Typ, war schon alt, knapp an die fuffzig, kein Gegner - rein physisch - der hatn Bodyguard dabei. Die beiden gehn auf mich los, wie die Geisteskranken. Ich hau dem alten Typen in die Fresse, aber der Bodyguard packt mich von hinten, würgt mich, daß mir Hören und Sehen vergeht, boxt mir in die Nieren, ich dachte, ich sterb. War voll krass, der alte Typ blutet mir die Schuhe voll, ich seh sein Gesicht vor mir, er sabbert Blut und lallt was von Scheiß-Türke, und der Bodyguard hält mich fest, dreht mir die Luft ab. Ich greif zu meinem Messer, war voll berechtigt, zwei gegen einen, stoß ihm das Messer in die Hand auf meinem Mund. Da läßt er los, jault, blutet wie Sau - und ich - ich denk mir - wird verdammt alles videoüberwacht, heutzutage, besser raus aus der Tram, und schnell. Rechnung bleibt offen. Naja, das ist die Story. Suchen mich jetzt die Bullen?«

Ümals fünf beste Freunde sahen sich den Blutfleck auf seinen weißen Basketballschuhen an, und wollten wissen, ob das Blut nun von dem alten Typen oder vom angestochenen Bodyguard stammte. Ümal genoß das Mitgefühl seiner Kumpel. Er war in ihrer Achtung keineswegs gesunken, wie er zwischendurch befürchtet

hatte. Alle attestierten ihm Umsicht, es sei konkret richtig gewesen, die Trambahn zu verlassen. Rache könne man später noch, an einem weniger überwachten Ort üben. Sofern man das wolle. Und die beiden Arschlöcher nochmal vor die Linse bekäme.

8

Johnny hatte einen Tick.

Immer wenn er eine Frau mit Kinderwagen sah, dachte er: Diese Frau muß, vor nicht allzu langer Zeit, Geschlechtsverkehr gehabt haben. Muß begangen worden sein vom Gatten. Oder sonstwem. Prompt spazierte Johnny der Frau eine Weile lang hinterher, mit staunendem Blick, als ob man sich über soviel freizügig zur Schau getragenes Intimleben nicht genug wundern könne.

Wenn ich mal Geschlechtsverkehr haben werde, möchte ich nicht, daß jemand davon was mitbekommt. Niemandem erzähle ich davon. Am besten wärs, wenn es keinen einzigen Zeugen gäbe und die Frau, mit der ich das mache, ohnmächtig wäre. Sie soll es schon wollen, dann aber, wenn ich mich ausziehe, ohnmächtig werden vor Freude, schöne Träume haben - und erst aufwachen, wenn es vorbei ist.

Johnny kam allmählich zur Überzeugung, daß viel mehr Menschen Geschlechtsverkehr ausübten, als er sich ausgemalt hatte, Türken besonders, denn türkische Frauen schoben in seiner Wahrnehmung überproportional viele Kinderwagen vor sich her. Diese Frauen kleideten sich so züchtig, viele trugen Kopftuch, manche sogar noch einen Schleier vorm Gesicht - aber schoben dennoch problemlos einen Kinderwagen, gaben einfach so zu erkennen, daß ihnen vor nicht allzulanger Zeit ein Mann beigewohnt hatte. *Beigewohnt*. Dafür gab es ja ganz schlimme Umschreibungen. Jemandem *beiwohnen* klingt schon schlimm genug. Geschlechtsverkehr war weniger schlimm, das war der Verkehr zwischen den Geschlechtern, das konnte auch harmlos sein, gemeinsames Teetrinken zum Beispiel, oder Karten spielen.

Manchmal sah er Frauen, die waren so schön, daß er daran dachte, sie auf den Mund zu küssen. Sofern niemand zusehen würde. Das war ziemlich utopisch, aber seit einiger Zeit putzte sich Johnny zweimal täglich die

Zähne. Wenn er sich die Zähne putzte, kam es, weil er es mit nicht zu unterdrückenden Hintergedanken tat, regelmäßig zu Erektionen, manchmal zu Ejakulationen, beide Begriffe kannte er zwar, doch gebrauchte er sie nicht, sie schienen ihm zutiefst suspekt. Erektionen nannte er *Verhärtungen*, Ejakulationen umschrieb er im geheimen Tagebuch mit: *Hab mich wieder unten übergeben müssen*. Eigentlich hatte er sein Tagebuch so führen wollen, daß man es jederzeit öffentlich vorlesen konnte, ohne irgendwem die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Ein sehr guter Ratschlag seiner Mutter war das gewesen, denn man muß ja immer damit rechnen, daß Geschriebenes in fremde Hände fällt. Geschriebenes ist eine intime Sache, wie Unterwäsche. Seit seine Familie von dem Dorf Flachslanden nahe Ansbach nach Berlin gezogen war, stellte Johnny Veränderungen an sich fest. Manchmal gab es Werbungsplakate für Hautlotionen, wie das im Kaufland, wo man die unverhüllte Brust einer schönen Frau betrachten konnte. Inzwischen schaffte er es, hinzusehen, ohne sich gleich übergeben zu müssen, unten. Aber die Großstadt führte zu vielen Verhärtungen. Seine Mutter war gegen den Umzug gewesen, sein Vater jedoch, der von seiner Religionsgemeinschaft in ein hohes Amt gewählt worden war, meinte, man könne sich gegen diese Art Berufung schlecht wehren, sie komme letztendlich von Gott, der einen an diesen Ort bestellt habe. Damit müsse man nun fertig werden. Die Menschen in Berlin hätten das Wort Gottes auch sicher um einiges nötiger als die Menschen rund um Ansbach.

Johnny hieß in Wahrheit Johannes. Es war Swentja gewesen, die ihn Johnny genannt hatte, beharrlich, weil sie den Namen Johannes nicht so richtig toll fand. Er hatte sich das von ihr gefallen lassen, und neulich, beim Abendbrot, hatte er sogar seinen Eltern gegenüber erwähnt, daß man ihn hier ab und zu *Johnny* rufen würde. Sie reagierten gelassener als befürchtet. Manchmal aber sahen sie ihn in den letzten Wochen streng und verbittert an, als sei ihnen bereits, durch Denunziantenengel, offenbart worden, daß er beim Kreuzbergfest, auf Swentjas Vorschlag hin, ein verwerfliches, verwirrendes Getränk getrunken und, später am Abend, die Scham jenes ungläubigen Mädchens mit der Fingerspitze berührt hatte. Es sei ein Versehen gewesen, würde er sich rechtfertigen. Ein Fingerfehler. Ja, aber eine anständige junge Dame hätte sich, würde seine Mutter einwenden, dagegen zur Wehr setzen müssen.

Sicher, Swentja war unwissend, hatte Gott noch nicht in ihr Herz gelassen, sie war verantwortungslos erzogen worden, war schwer gefährdet, ein Mädchen unter dem Joch der Versuchung. Aber durfte man es deswegen gewissenlos sich selbst überlassen? Nein, gerade eben nicht. Das würde er seinen Eltern erklären. Sie würden es verstehen. Sie verstanden fast alles und erklärten es dann. Und gern. Und ausführlich.

9

Ekkehard Nölten war regelmäßig Kunde in der Lebensmittelabteilung des Karstadt am Hermannplatz gewesen, obwohl er sich das in Anbetracht seines Frührentnereinkommens rein rechnerisch nicht leisten konnte. Jedoch, die Lebensmittelabteilung des Karstadt am Hermannplatz, Neukölln, war hier und da wohltuend anders gewesen als andere, im Preisniveau ähnlich gelagerte Lebensmittelabteilungen. An der Wursttheke gab es abgepackte Wurstabschnitte, die gerade mal ein Fünftel dessen kosteten, was dieselbe Menge an regulär aufgeschnittener Wurst gekostet hätte. An der Fischtheke war es genauso, fast noch besser: Für einen mehr als fairen Preis konnte man hier Lachs, Zander, Steinbutt und andere Fischdelikatessen mitnehmen und sich zuhause davon eine leckere Fischsuppe kochen. Das Allerschönste aber war die Kalbsleber. Ekki liebte Kalbsleber. Die hier unverschämt teuer war. Nahm man sich hingegen drei Portionen von aussortierten Leberabschnitten, schmiß die flachsendurchwachsene Rinds- und Schweineleber weg und behielt allein die zarten Kalbsleberstücke, so konnte man schnell mal dreihundert Gramm für einen Bruchteil des regulären Preises mit nach Hause nehmen. Ein sehr menschlicher Zug am Karstadt Neukölln. War das gewesen. Jetzt sah die Sache anders aus. Man hatte im Winter die Lebensmittelabteilung binnen zweier Monate komplett umstrukturiert, ohne Not, Sinn und Zweck. Die Umbauarbeiten mußten viel gekostet haben. Aber wozu? Es sah vielleicht ein klein wenig schnieker und transparenter aus als vorher, die Wurst-Käse-Abteilung war vom Rand in die Mitte gerückt, war nun komplett zu umwandern - wem bitte sollte damit gedient sein? Und es

gab keine Abschnitte mehr. Weder Wurst- noch Fisch- noch Leber.

Will Karstadt, fragte sich Ekkehard Nölten, damit ein Zeichen setzen? Und welches? Schmiß man die Abschnitte nun etwa weg, einfach weg? Wollte man die Geringverdiener nicht mehr billig davonkommen lassen?

Es war seit jeher ein Signum Neuköllns gewesen, daß man sich hier auch mit kleinem Geldbeutel gut ernähren konnte, zum Beispiel, wenn man auf dem Türkenmarkt am Planufer kurz vor sechs Uhr abends Obst kaufte. Da bekam man schon mal drei Kilo Erdbeeren für zwei Euro nachgeschmissen, oder fünf Mangos für einen. Undsoweiter. Ekki aber stand nicht so auf Obst. Er wollte weiterhin Kalbsleberspaghetti essen, mit Schinkenwürfeln, Sahne, Zwiebeln, Majoran und einem Schuss Sherry. Sein Leibgericht. Kalbsleber für 25 Euro das Kilo hingegen degradierte ihn zu einem Menschen dritter Klasse. Der er im öffentlichen Ansehen vielleicht war. Nein, sogar ganz sicher war. Dahingehend pflegte er keine Illusionen. Ob es je wieder Wurstabschnitte geben würde, wagte er an der Wursttheke nicht zu fragen, um sich nicht freiwillig als drittklassig zu brandmarken. Er stand da und trauerte still. Nicht in erster Linie, weil wieder eine geliebte Nische der Konsumlandschaft verschwunden war. Seine Trauer (seine Scham) galt auch der Einsicht, welche überproportional große Rolle das Essen in seinem leergelaufenen Exlateinlehrerleben inzwischen spielte. Auch wenn er immer wieder daran dachte, daß Seneca, jener stets Verzicht und Gelassenheit predigende Stoiker, einst der reichste Mann Roms gewesen war, mit einem auf heutige Verhältnisse umgerechneten Vermögen von gut zwei Milliarden Euro. An Ekkis Situation änderte das nichts. Nein, nichts.

10

»Hi, hier ist Swentja.«

»Swentja?«

»Wie stellst du dir das vor?«

»Wie stell ich mir was vor?«

»Na, wenn ich auf dein Angebot eingeh. Hast du überhaupt hundert Euro?«

»Ach, du bist das? Ich soll dich lecken, ja?«
»Nö. Du *darfst* mich lecken. Vielleicht. Wennde vorher mit dem Geld rüberkommst.«
»Geld hab ich. Treffen wir uns Mitternacht aufm Südstern?«
»Wieso aufm Südstern?«
»Da gehn wir in den Park. Hasenheide. Da hockste dich auf ne Parkbank, und ich leck dich. Hinterher gibts Kohle.«
»Nein, vorher.«
»Du krichst die Hälfte vorher.«
»Warum Hasenheide? Haste kein Zuhause?«
»Ey, ich kann nach Heim keine Deutsche vorbeibringen. Mußte Verständnis für zeigen.«
»Hasenheide ist doch total dunkel um Mitternacht.«
»Ja und? Grad deswegen. Ich beschütz dich schon. Taschenlampe hab ich auch.«
»Nee. Am Ende warten da deine Kumpels, und dann vergewaltigt ihr mich. Bin doch nicht blöd!«
»Na, dann flachfall! Soll ich mir wegen dirn Hotelzimmer nehmen oder was?«
»Das wär stilvoll.«
»So dringend isses dann auch nich.«
Swentja hörte ein Klicken in der Leitung. Sie wollte es nicht wahrhaben.
»Hallo? Mahmud? Arschloch?«
Sie wiederholte noch einmal ihr verstörtes *Hallo?* - und plötzlich, von Sekunde zu Sekunde, war es ihr zum ersten Mal peinlich, daß die anderen Gäste im Coffeehouse schwiegen und sie, mehr oder weniger dezent, aus den Augwinkeln beobachteten. Swentja schulterte ihre pinkfarbene Handtasche und trat auf die Straße hinaus.
Wenn Johnny irgendwas Gutes besaß, dann war es seine Liebe. Für ihn war Swentja eine schöne junge Frau, der er nötigenfalls sein herausgeschnittenes Herz zu Füßen legen würde. Das gefiel ihr, und allein deswegen war sie schon so lange mit ihm zusammen. Daß sie nicht besonders hübsch, geschweige denn schön war, wußte sie selbst. Johnny hatte sie dies stets vergessen lassen, er, und nur er, niemand sonst, hatte ihr das Gefühl gegeben, daß sie etwas Besonderes, Einzigartiges war. Swentja drückte auf Wahlwiederholung.
»Ja?«
»Swentja nochmal. Paß auf! Du kannst heut abend zu mir kommen, meine Eltern sind im Tanzclub. Du kommst um acht und gehst um neun.«

»Geht klar. Wo wohnst du?«

Swentja nannte ihre Adresse in der Katzbachstrasse. Heute abend würde sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, gelect werden - und sogar noch Geld dafür bekommen. Die Aussicht erregte sie so sehr, daß sie den Rest des Tages keinen klaren Gedanken fassen konnte.